

## **Netzwerke verwirklichen Bildung – Stadtteile und Gemeinden als Ermöglichungsräume im Blick<sup>1</sup>**

Gesundheit in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zu fördern – das hat der eröffnende Vortrag heute Morgen gezeigt – ist längst nicht mehr mit einer speziellen Methode, einer Erziehung hin zu einem gesetzten Ziel, das junge Menschen vereinheitlicht und sie zum Gegenstand der Durchsetzung gesellschaftlicher Normen des „guten Lebens“ macht, zu verbinden. Es hat in den letzten Jahrzehnten vielmehr eine Entwicklung stattgefunden, die Schulen, die Kinder- und Jugendhilfe und weitere relevante Bildungsakteure in den Biografien der jungen Menschen in einem Zusammenspiel sieht, als ein Verbund, möglichst eine Partnerschaft von Akteuren, die in den Städten und Gemeinden das Aufwachsen unterstützen, Bildung und Persönlichkeitsentwicklung sowie das Zusammenleben und die soziale Integration in die Gesellschaft fördern wollen (vgl. Paulus/Dadaczynski 2016, S. 289 ff.). Und dass wir hier oft vom Ziel einer Befähigung der Menschen zu einem guten Leben in einer freiheitlichen Gesellschaft sprechen unterstreicht diese immense Ausweitung des Themas Gesundheit und ihrer Förderung in den pädagogischen Institutionen. Wir sprechen letztlich von Gesundheit als einem Aspekt, als einem Baustein der Entwicklung, den wir gesellschaftlich, sozial, individuell und kommunal initiieren, stetig vorantreiben und optimieren, auf diesen Ebenen aber auch kritisieren müssen: die Einflüsse von Benachteiligung der Lebenslagen, von Armut etwa, auf die Gesundheit junger Menschen und ihre Bildungsprozesse, mithin das enge Wechselverhältnis von Bildung und Gesundheit, sind heute eindrücklich thematisiert worden. Gesundheit und Bildung – das sind gesellschaftliche Themen, die in pädagogischen Institutionen bearbeitet werden, die Lehrkräfte, Sozialpädagog(inn)en und weitere pädagogische Fachkräfte immer wieder in ihrem Alltag fordern; beide stehen aber auch für die Entwicklung der Gesellschaft, für ihre Beschaffenheit, ihre Probleme und Konflikte und für eine Idee, eine treibende Kraft des anderen Lebens. Gesundheit und Bildung regen uns zu der Frage an, wie wir in den Stadtteilen und Gemeinden leben und zusammenleben wollen, was wir unter einem guten Leben dort verstehen, was uns aufblühen, Sinn stiften, Engagement eingehen, positive Beziehungen und Emotionen erleben und Selbstwirksamkeit erfahren lässt.

### **I. Gesundheit und Bildung: Fragen an die pädagogische Weiterarbeit**

Der heutige Bildungskongress hat eine solche Initiierung vorgenommen, ein Signal gesetzt, den Austausch gefördert, Bewährtes vermittelt, Fragen daran zur Diskussion gestellt und einen Raum für die Entstehung neuer Kontakte, neuer Versuche und Ideen geschaffen. Das ha-

---

<sup>1</sup> Manuskript eines Vortrages auf dem Bildungskongress „Gesundheit und Bildung“ von Stadt und Landkreis sowie Universität und Hochschule Osnabrück am 20.10.2016.

ben die lebhaften Diskussionen und beeindruckenden Beispiele in den Workshops gezeigt, die ich phasenweise besucht habe, dort verschiedenste Themen hören, Argumente verfolgen und Perspektiven der Teilnehmenden darauf beobachten konnte. Ich möchte heute zum Abschluss diese Eindrücke zusammenführen und mit einem Plädoyer für einen Startschuss nach dem Kongress heute, für einen Start in Ihren Arbeitszusammenhängen in Stadt und Landkreis Osnabrück werben, Sie sensibilisieren für ein weiterführendes Bild in der Förderung von Bildung durch Gesundheit der jungen Menschen und ihrer Gesundheit durch eine gute Bildung:

*Die entscheidende Basis hierfür ist ein Netz der Akteure, das dauerhaft im Stadtteil oder der Gemeinde geknüpft und aufrechterhalten wird: „Wir verwirklichen Bildung und Gesundheit – wir sind gemeinsam Eversburg“ oder „Wir sind Bad Iburg“. Selbst- und Gemeinwirksamkeit gehören zusammen, die Befähigung zum guten Leben und zu Zusammenhalt hängen entscheidend davon ab, inwiefern alle Kinder und Jugendlichen sich sowohl als Teil der Kommune, als auch ihre Mitwirkung in der Kommune erfahren können – bei den jungen Menschen gilt dies genauso wie bei den professionellen Pädagog(inn)en und für die Verwaltungen und Politik, die Bedingungen hierfür mit einem kommunalen Bildungsmanagement herstellen wollen. Wir hatten heute Morgen die jungen Menschen und ihre Gesundheit im Blick, jetzt möchte ich den gemeinsamen Blick hierauf in den Kommunen und auch auf die Kommunen selber aus der Warte von Netzwerken betonen. Ich möchte dieses Bild, dieses Initial und Plädoyer anhand von fünf Fragen herleiten, die Ihnen ab morgen auch Leitfragen für die weitere Arbeit und für die Kooperation in Netzwerken sein können (mit der Perspektive auf die eigenen Erfahrungen: Wie gelingt es bislang bzw. zukünftig?)<sup>2</sup>: **„Warum ist es wichtig, die Förderung von Gesundheit und Bildung junger Menschen...“***

**1. Frage: „... in unserer Einrichtung konsequent als Prozess der pädagogischen Konzeptentwicklung anzugehen? (fachliche Maximen)“**

Gesundheit ist nicht nur ein Merkmal der Lebenslage junger Menschen und auch nicht nur eine bestimmte Verfasstheit, die man ihnen zuschreiben kann (etwa körperlich unversehrt, förderliche Entwicklungsanreize, persönliche und soziale Ressourcen für die Lebensgestaltung). Gesundheit steht vor allem für eine Vorstellung vom kind- und jugendgemäßen Aufwachsen und für eine Norm, die ausdrückt, dass positive Entwicklungen stattfinden: Von Kohärenz, Selbstwirksamkeit oder eben dem heute gehörten Grad an Befähigung für das gute Leben ist dann oft die Rede. Und so möchte ich an dieser Stelle dafür plädieren, genau diese Vorstellungen, Grundsätze und Haltungen dazu unbedingt zur Basis des pädagogischen Handelns zu machen, sprich eine konsequent lebensweltorientierte und partizipative Pädagogik als Inbegriff dieser Förderung und Befähigung junger Menschen zu realisieren – und dies dann

---

<sup>2</sup> Ab Seite 12 sind Materialien angefügt, die für die Weiterarbeit am oder den Start in den Netzwerkdialog genutzt werden können.

auch zum Verbindungspunkt eines Netzwerkes im Stadtteil oder der Gemeinde zu machen: *die lebensweltlichen Bildungsthemen der Kinder und Jugendlichen* (vgl. Sturzenhecker 2015). Die folgenden Aspekte sind von Bedeutung:

*Ermöglichung von Kindheit und Jugend als Leitprinzip:* Das Streben nach Handlungsfähigkeit wird zum Kernziel erhoben, oder anders ausgedrückt (vgl. Böhnisch/Schröer 2013, S. 103 ff.): die Ermöglichung von Kindheit und Jugend. Diese Ermöglichung geschieht durch das Eröffnen von Räumen, Möglichkeiten des geschützten Experimentierens, den Abbau von Stress und Belastung, das Um- und Dazulernen mit Hilfe von Anregungen in Gruppen und durch als relevant erachtete Erwachsene. Ermöglichung von Jugend bedeutet die Ermöglichung von Persönlichkeitsentwicklung aller Jugendlichen. Dabei gilt es speziellen Beeinträchtigungen dessen entgegen zu treten, wie sie eben auch Gesundheit beeinflussen: Ungewissheit, belastende institutionelle Übergänge und Integrationsprozesse, gegebenenfalls erschwerte Bildungsteilhabe und vor allem die Gefahr der Desintegration durch erlebte sprachbezogene, kulturelle und soziale Differenzen. Nicht aber ist es Ziel, diese Bildungsgelegenheiten von vornherein zu interventiven Maßnahmen umzudefinieren – sozialpädagogisch versiert in der Gemengelage zwischen Gelegenheit, Bildung und Hilfe sollen sie eher sein, um benachteiligte Jugendliche in ihrer Lebenslage wahrnehmen und darauf antworten zu können (vgl. Müller/Schmidt/Schulz 2008). Aspekte der Ermöglichung, wie sie in pädagogischen Konzepten der Kinder- und Jugendbildung einfließen und je konkretisiert werden können, sind:

1. „Erleben, wie es ist und sein kann.“ (Konkrete Alltagserfahrungen ermöglichen und normalisieren)
2. „Mich in meinen Lebensvorstellungen erfahren.“ (Vergegenwärtigung und Vergewisserung ermöglichen)
3. „Erleben, welche Spannungen mich beeinflussen.“ (Distanz und Orientierung in Bedingungen ermöglichen)
4. „Erleben, wie ich Einfluss nehmen kann.“ (Selbstwirksamkeit ermöglichen)
5. „Erleben, Teil einer Gemeinschaft zu sein.“ (Anerkennung ermöglichen)
6. „Erleben, wie vielfältig Gelegenheiten der Selbstbestimmung sein können.“ (Freiheit als (Selbst-) Wert im aktiven Tun ermöglichen)

*Stadtteile und Gemeinden als öffentliche Räume und Kooperationsorte – das Netzwerkprinzip:* Die stärkere Verzahnung von Stadtteilentwicklung und Gestaltung von Bildungsinfrastrukturen wird vermehrt als notwendig erachtet, um den Anforderungen einer kommunal geplanten, vernetzten und fortwährend weiterentwickelten Bildungslandschaft gerecht werden zu können. Dabei werden quartiersbezogene Konzepte von Schule und Bildung mit der Zielsetzung einer verbesserten sozialen Integration der Jugendlichen genauso diskutiert wie der Stellenwert von Schulen für die Quartiersentwicklung, schließlich das Erleben von Stadtteilen sowie die Aneignungsmöglichkeiten des Lebens- und Bildungsraumes Stadt bzw. Gemeinde. Kommunen sind sozialer Raum, institutioneller Rahmen sowie Planungsgegenstand; und sie sind die kleinräumig erfahrbare Öffentlichkeit, das Gemeinwesen, als Netzwerkfundament.

## 2. Frage: „... im Austausch mit anderen Berufsgruppen und Organisationen durchzuführen?“ (Inter-Professionalität)

Zunächst sprechen wir über eine oft schon gegebene Situation: (Sozial-) Pädagogik als Gesundheitsförderung und Bildungsarbeit mit jungen Menschen vollzieht sich überwiegend, wie heute auch mehrfach gezeigt und betont, im Zusammenspiel unterschiedlicher Berufsgruppen und -felder (z.B. Kindertagesstätten, Jugendhäuser, Schulen, Ärzte, Frühförderstellen, Beratungsstellen usw. betreffend). Netzwerke früher Hilfen für Familien oder Bildungslandschaften symbolisieren diese Netzwerkorientierung vielerorts. Interprofessionalität ist ein wesentliches Merkmal der Handlungskompetenz (sozial-) pädagogischer Fachkräfte. *Interprofessionalität meint ein In-Beziehung-stehen* zwischen zwei oder mehr Professionen bzw. Berufsgruppen und deren Vertreter(inne)n, *um gemeinsam Aufgaben zu bearbeiten und zu koordinieren, die von den Beteiligten allein jeweils nicht angemessen bewältigt werden könnten*. Informationsaustausch, Ressourcenabstimmung, Synergien und die Verzahnung von Kompetenzen können förderlich auf Gesundheitsförderung und Bildung im Stadtteil oder der Gemeinde wirken: Dabei werden die viel besagten „Köpfe erreicht“ (eine kognitive Struktur: Wissenserweiterung und im Handeln aktivierte Potenzialstruktur der Verweisung auf andere Themenfelder, Institutionen etc.), ein beruflicher Zusammenhalt gefördert (soziale Struktur: Beziehungen durch Teamarbeit oder situative Begegnung zwischen den Tätigen unterschiedlichen professionellen Hintergrundes) und ein Arbeitsrahmen geschaffen (organisatorische Struktur: verstanden als Bildung einer Form, eines Netzwerkes mit definierten Organisationsmerkmalen) – dies sind wichtige Kontexte des methodischen Handelns in der Gesundheitsförderung als Bildung. *Interprofessionalität umfasst dabei gleichermaßen die Vernetzung als Prozess der Gestaltung einer solchen Beziehung* zwischen den Akteuren (Abstimmungen, Kontakte, Zielhorizonte) *sowie das Netzwerk* als gebildete Arbeits- und Kooperationsstruktur selbst (vgl. Maykus 2013, Wulfekühler u.a. 2013).

Und dann entsteht ein Mehrwert: Eine kooperative, *interprofessionelle Arbeit ermöglicht es*, die heute hervorgehobenen *Voraussetzungen von Gesundheitsförderung besonders zu befördern*: Je mehr Angebote, Projekte, alltägliche Vorhaben der gesunden Gestaltung von Schule und Jugendhilfe auch zum Ziel aller beteiligten Berufsgruppen werden, desto stabiler wird das Anliegen, desto bewusster wird es Teil der Konzepte. Es gibt dann eine *sich gegenseitig beeinflussende Aufmerksamkeit* dafür, eine dauerhafte Beschäftigung damit und vor allem auch *ein gemeinsames Drittes als Basis für das Zusammenwirken*. Die eigenen fachliche Profile bleiben erhalten (sollen sie auch), aber es gibt ein Thema, das zusammenführt und für Überschneidungen sorgt und Anlass für praktische Kooperation. Dann wird Zusammenarbeit auch erfahren, erhält durch erlebte positive Effekte auch Energie für deren Fortsetzung und wird zum Teil der pädagogischen Konzepte. Damit ist eine Grundlage entstanden, interne und ex-

terne Kooperationen als Qualitätsmerkmal der guten, gesunden Schule, Kita und Stadtteilbildung zu sehen und bei Prozessen der Qualitätsentwicklung auch in den Blick zu nehmen.

### 3. Frage: „... in einer strukturierten und verlässlichen Form der Zusammenarbeit vornehmen zu können?“ (Netzwerke)

Eine Befragung der Hochschule an Grundschulen und Kitas in der Region Osnabrück zur Umsetzung der Inklusion hat vor zwei Jahren gezeigt, dass vielfältige Kooperationsbeziehungen erkennbar sind, Beispiel Grundschule (vgl. Maykus/Beck 2016): Partner wie therapeutische Einrichtungen, Erziehungsberatungsstellen, Familienhilfe, Kinderschutzbund und das Jugendamt werden vor allem zur Unterstützung bei Problemen mit Schüler(inne)n oder Eltern einbezogen, für die die Schulen Unterstützung benötigen. Bei der gemeinsamen Gestaltung von Angeboten in der Schule bzw. im Schulalltag werden dann wiederum die auf diese schulische Funktion bezogenen Partner einbezogen (Musikschule, Vereine, Schwimmbäder, Kindertagesstätten), während die Kinder- und Jugendhilfe hierfür noch einen deutlich geringeren Stellenwert hat. Allerdings spricht diese Kontakt- und Kooperationssituation nicht unbedingt dafür, dass Vernetzungen mit der Kinder- und Jugendhilfe gar nicht im Aufmerksamkeitshorizont der Schulen vorkommen, im Gegenteil wird ein recht hoher Bedarf gesehen, diese einzubeziehen, ausgedrückt z.B. im Wunsch nach Verstärkung der Personalressourcen durch sozialpädagogische Fachkräfte und einer generellen Betonung notwendiger Kooperationsmöglichkeiten mit außerschulischen Partnern.

Schulen und Kindertagesstätten bzw. weitere pädagogische Einrichtungen, so lautet ein Zwischenfazit an dieser Stelle, werden dem Anspruch der interprofessionellen Gesundheitsförderung nur gerecht, wenn sich diese in organisierten Netzwerkstrukturen abbildet. Solche Netzwerkstrukturen sind aufwändig und bewusst zu gestalten, sie ergeben sich nicht bereits aus der Zusammenführung von Personen und Berufsgruppen, sondern erst durch Strukturen und eine Kultur der verbindlichen Zusammenarbeit. *Interprofessionelles Handeln*, so könnte man es anders formulieren, *ist somit auf Bereitschaft angewiesen* (die Persönlichkeit der Beteiligten, das professionelle Handeln und seine Öffnung gegenüber anderen Berufsgruppen, Motivation, den antizipierten Nutzen betreffend), *wie auch auf Begegnung* (in der Organisation Schule und im Sozialraum, im Team und den entstehenden Netzwerken) *sowie auf förderliche Bedingungen* (Struktur und Kultur als Dimensionen interprofessioneller Praxis, rechtliche Spielräume, finanzielle und sächliche Ressourcen, Personal und seine Qualifikation sowie eine Auseinandersetzung mit den gegebenen funktionalen Differenzierungen des pädagogischen Sektors).

Eine gute, gesunde Schule der Zukunft, ist eine im Stadtteil oder der Gemeinde vernetzte Schule. Gute, Gesundheit fördernde pädagogische Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe ist

Teil eines kommunalen Konzeptes von Stadtteil- oder Gemeinwesenbildung. Vernetzung und Öffnung sind keine neue Themen und auch keine neuen Anforderungen an ihre Praxis, jedoch erfahren sie eine deutliche Ausweitung von Handlungskontexten, die wesentlich auf Vernetzungsgrundlagen basieren und realisiert werden. So werden im 13. Kinder- und Jugendbericht Konturen einer Kinder- und Jugendhilfe entworfen, die sich konzeptionell auf gesundheitsbezogene Herausforderungen bei jungen Menschen bezieht und dabei immer auch berücksichtigt, dass die praktischen Anforderungen und gelingenden Praxiskonzepte vom sozialpolitischen und –strukturellen Kontext abhängig sind (vgl. BMFSFJ 2009, S. 247). Die Kommission betont, dass Kinder- und Jugendhilfe einen Beitrag zur Förderung positiver Lebensbedingungen leisten und damit Unterstützung bei der Identitätsarbeit und der Bewältigung von Risiken im Lebenslauf junger Menschen bieten sollte, gerade im Zusammenhang von Benachteiligungsstrukturen. Da eine wachsende Zahl von Kindern und Jugendlichen nur über eingeschränkte materielle, soziale und bildungsbezogene Ressourcen verfügt, stellt sich die Frage einer lebenslagenorientierten gesundheitsbezogenen Prävention sowie Gesundheitsförderung der Kinder- und Jugendhilfe, als Feld Sozialer Arbeit, umso mehr. Die von der Kommission des 13. Kinder- und Jugendberichtes hierfür benannten konzeptionellen Eckpfeiler (Akteursperspektive, Niedrigschwelligkeit, Sozialraumorientierung, Beteiligung, Lebensweltorientierung und Förderung von Inklusion) sind anschlussfähig an Gedanken der interprofessionellen Vernetzung von Kinder- und Jugendhilfe mit angrenzenden Partnern. Damit *Bildungs- und Befähigungsgerechtigkeit* unterstützt wird, wie es im 13. Kinder- und Jugendbericht heißt (vgl. ebd., S. 250), wird eine interprofessionelle Vernetzung gefordert, die nicht nur die Etablierung von Gesundheitsförderung durch Jugendhilfe im Bereich etwa der Ganztagsbetreuung und Schulen allgemein meint (institutionelle Verankerung der Kooperation), sondern auch *Netzwerkbildung explizit in einen räumlich, kommunal zu verantwortenden Zusammenhang stellt* und darin unmittelbar Bezüge zu Überlegungen einer kommunalen Erziehungs- und Bildungslandschaft herstellt, zu denen z.B. auch Schulen, Familienzentren und das Feld der Tagesbetreuung gehören (ebd., S. 259): „In diesen vernetzten Strukturen sind zielgenaue Handlungsstrategien bezogen auf den jeweiligen Sozialraum, die speziellen Problemkonstellationen und unter Berücksichtigung der Erfahrungen und Kompetenzen der beteiligten Systeme zu entwickeln, durchzuführen und zu evaluieren.“

Quintessenz – und in diesem Beispiel bleibend: Frühe Förderung und Entwicklung braucht erweiterte Lerngelegenheiten in familiärer und öffentlicher Verantwortung und verweist auf eine Sozialpädagogisierung von Bildung. Kindertageseinrichtungen, Horte, Ganztagsangebote, gestaltete Übergänge von der Kita in die Grundschule können diese Gelegenheitsstrukturen bilden – die jedoch immer als Teil eines umfassenden Angebotsnetzwerkes gedacht sind und im Zusammenspiel mehrerer Berufsgruppen organisiert werden sollen: *Damit die pädagogische Arbeit und Förderung der Kindern in der Tageseinrichtung besser gelingt* und damit die Einrichtungen hierfür entsprechende Ressourcen aus ihrem Umfeld nutzen kann, *ist netzwerk-*

*orientiertes Arbeiten mehrerer Berufsgruppen – Interprofessionalität – sowohl im Familienzentrum als auch übergreifend, im Sozialraum etwa notwendig.* Eine Kindertagesstätte, die Familienzentrum ist, bietet über die gängigen Angebote der Tagesbetreuung Möglichkeiten der Unterstützung von Familien an. Hierbei steht stets die möglichst optimale individuelle Förderung des Kindes im Mittelpunkt, die wesentlich durch Hilfe und Beratung in den unterschiedlichen Lebenslagen der Familien getragen wird. Die Kontextbedingungen von Bildung und Entwicklung, in der Familie und den sozialen Lebensverhältnissen geraten damit nicht mehr nur konzeptionell in den Blick, sondern werden auch in der konkreten und selbst verantworteten Praxis des Familienzentrums bearbeitet. *Alltagsnahe, lebensweltorientierte und familienbezogene Ansätze basieren auf grundlegenden sozialpädagogischen Annahmen und befördern das Ziel der Integration aller Kinder und Familien.* Beratung und Unterstützung von Familien und Kindern, Familienbildung und Beteiligung von Eltern im institutionellen Erziehungsprozess, Kindertagespflege und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und eben auch Gesundheitsförderung stellen zentrale Leistungsbereiche eines Familienzentrums dar, das zum etablierten sozialen Ort im Stadtteil oder der Gemeinde wird (vgl. Maykus 2013).

#### **4. Frage: „... immer auch in das Verhältnis zu den Lebenslagen in den Stadtteilen und Gemeinden zu setzen?“ (Sozialräume)**

Gesundheit und Bildungschancen sind in erheblichem Maße von den Lebenslagen abhängig, die sich räumlich in einer Stadt oder einer Gemeinde auch ausdrücken. Diese negative Sicht auf das Umfeld und die Umwelt, wie sie vor allem Ausdruck von Benachteiligung ist und sie widerspiegelt, ist jedoch nur eine Seite der Orientierung an den Räumen. Mir scheint es bedeutsam, eine quer dazu liegende, die Entwicklung eines jeden Kindes im Raum betreffende Perspektive wieder stärker zu betonen, die sich stets vollzieht, auch unabhängig von den Lebenslagen. *Pädagogik ist immer raumgebunden und raumorientiert:* Kitas befinden sich in Gemeinden, Schulen in Stadtteilen, sie sind Teil der Sozialräume, bilden sie mit und sollten in ihren kommunalen Wirkungen auch bedacht werden. Die Erfahrungen der jungen Menschen werden in die Institutionen hineingetragen, die lebensweltliche Themen und Interessen, die erlebten Belastungen, aber auch Wünsche und Sehnsüchte machen nicht an den Institutionen halt, junge Menschen ordnen dies nicht den offiziellen Aufträgen einer Schule etwa unter. Eine gute Schule und Jugendhilfe ist daher nicht nur eine sozialräumlich vernetzte, sondern auch sozialräumlich wirkende, lebensweltsensible Schule und Jugendhilfe. Sie beobachtet ihre Umgebung, die Bildungsthemen der Kinder- und Jugendlichen, greift sie in ihrem Alltag auf, macht sie zu einem pädagogischen und partizipativen Anliegen. *Damit gestalten sie ein „Expertenbündnis für die Lebenswelten“ mit den jungen Menschen selbst* – denn nur sie sind Experten für ihren Alltag und Sie sind als Fachkräfte diejenigen dafür, es aufzugreifen und einen Entwicklungsprozess zu initiieren. Wie prägend der Raum für das eigene Leben ist, können sie selbst erproben, wenn Sie durch den Stadtteil oder die Gemeinde gehen, in der sie wohnen

und sich der Bilder, Erfahrungen, Bewertungen bewusst werden, die an unterschiedlichen Orten von ihnen abgerufen werden. *Räume* (und nicht nur die institutionell gestalteten) *haben eine eigene pädagogische Qualität, weil sie die Identität, die Spielräume der persönlichen und sozialen Entwicklung und die Teilhabe am öffentlichen Leben in der Kommune umfassen*, gar zum Maßstab pädagogischen Handelns in Schule, Kitas oder Jugendhäusern machen. Wir spannen nunmehr gemeinsam den Rahmen einer kommunalen Kinder- und Jugendbildung auf, sie nämlich „liegt damit in der Bildung und Motivierung verschiedener Segmente einer lokalen, demokratischen Öffentlichkeit als gemeinsamer, sowohl räumlicher als auch sozialer Foren. Die Kommune ist dabei die empirische Basis, pädagogisches Medium und politische Perspektive zugleich“ (Richter/Coelen 2007, S. 228).

##### **5. Frage: „... als Thema der Meinungsbildung in der Stadtteil- und Gemeindegemeinschaft zu forcieren?“ (Kommunale Öffentlichkeit)**

Bildung ist in ihrem Gelingen auf Gesellschaftsentwicklung und qualitative Veränderungen sozialer Integration in der Kommune angewiesen. Das Verhältnis von Bildung, Inklusion und Raum sehe ich daher in einer Vorstellung vom *Gemeinwesen als inklusivem Raum der sozialen Persönlichkeitsbildung* am besten ausgedrückt – zu dem Schule und Kinder- und Jugendhilfe durchaus etwas beitragen können. Die kommunale Sicht ist entscheidend, denn hier wird das alltägliche Leben und Zusammenleben erfahren, hier zeigen sich die lebensweltlichen Besonderheiten und Herausforderungen dabei, dort sind auch Netzwerke aktiv und haben in den Stadtteilen und Gemeinden ihren Orientierungs- auch Knotenpunkt des Handelns, dort entsteht all das was wir die „Gesellschaft vor Ort“ nennen, und: In den Kommunen äußern sich auch unmittelbar die Auswirkungen von fachpolitischen Entscheidungen auf Bundes- und Landesebene, oft mit einer nur geringen Möglichkeit, diese zu regulieren, gar direkt zu beeinflussen. *Kommunen sind Zentrum und Resonanzraum der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen*, sie bilden den Rahmen für die gewünschte gelingende, eben gesellschaftliche Integration aller Menschen (nicht nur der zugewanderten): Vielfalt und Freiheit der Lebensentwürfe, gemeinschaftlich wirksame Regeln und Rechte, lebendige Demokratie und das Ausfüllen der demokratisch-freiheitlichen Grundordnung findet in den Kommunen statt.

Beispiel: Im Kontext der Migration sind Kommunen besonders gefordert. Bisherige Erfahrungen zeigen, dass sich in dieser Lebenslage oft noch Bildungsbenachteiligung zeigt (Kita-Besuch, das Erreichen höherer, qualifizierender Bildungsabschlüsse, berufliche Integration betreffend). Zudem ist das gegenwärtige Ausmaß der Integrationsanforderungen ein direkter Anlass (und auch die gesellschaftliche Nagelprobe) für Demokratie und die Maßgabe der Vielfalt bzw. Diversität, für die Bewältigung überaus komplexer Integrationsanforderungen unterschiedlicher Kulturen, für die Vermittlung von Motivlagen, aber auch für Vernetzung, für das Überwinden nicht immer sachgerechter Zuständigkeitsregelungen in Verwaltung und



Recht, für die Entwicklung einer kommunalen Gesamtstrategie und von Qualitätsvorstellungen eben dieser „gelingenden Integration“. Ihre Netzwerkarbeit wird zum Teil eines kommunalen Bildungsmanagements (vgl. Maykus 2010, 2016): Managen und Organisieren, Koordinieren, Beteiligen und Moderieren, Verlässlichkeit der Strukturen, Versuche der Planbarkeit durch systematisierte Daten/Informationen und (auch dadurch) Förderung von Innovation in der lokalen Praxis. Aber vor allem: *Sie alle gründen kommunale Foren Stadtteildbildung*, werden mit ihren Erfahrungen sichtbar, können auch *Kinder und Jugendliche befähigen*, ganz den eingangs umrissenen pädagogischen Grundsätzen folgend, *ihre Themen öffentlich werden zu lassen und damit aktiv zu werden. Netzwerke als Teil der kommunalen Öffentlichkeit zu etablieren, bedeutet vielfältige Berührungen mit entscheidenden Einflüssen auf die pädagogische Praxis einzugehen*: Kommunalpolitik, Verwaltungen, Sozial- und Bildungsplanung, Stadtteilentwicklung und Raumplanung (vgl. Maykus/Hensen 2013), oder anders: Sie leisten einen Beitrag dazu, gesundes Aufwachsen und das gute Leben junger Menschen in ihren Bedingungen, Einschränkungen und Entwicklungsbedarfen kommunal zu verankern: sozial, professionell, institutionell, politisch und lebensweltlich.

## II. Zusammenarbeit einen Rahmen geben: Wirksame Vernetzungen

Netzwerke schaffen eine Umgebung von Lernen und Entwicklung: Wissen austauschen und dazu gewinnen, Erfahrungen vermitteln, Kompetenzen einbringen und nutzen, Ressourcen optimieren, Perspektiven verändern, Haltungen und Handeln hinterfragen, Unterstützung erfahren – all das sind mögliche Effekte kooperativer Arbeit. Das Netzwerk wird getragen von seinen Mitgliedern und den Akteuren vor Ort. Jeder kann seinen Anteil daran leisten, seinen Praxisbereich vertreten und in das Anliegen des Stadtteil- und Gemeindefnetzwerkes einbringen, damit einen Ausschnitt dessen verantworten und gestalten. Eine Koordinierung ist dabei wichtig. Die Entwicklung des Netzwerkes wird in ihrem Erfolg immer abhängen vom Grad der Beteiligung relevanter Akteure und Organisationen sowie der Adressaten. Je früher und offener Ziele gemeinsam entwickelt werden, desto ausgeprägter ist die Chance der gegenseitigen Anregung, des Perspektivenwechsels sowie der späteren Akzeptanz der umgesetzten Maßnahmen. Nicht in allen Arbeitsschritten müssen immer alle relevanten Personen und Institutionen in einem persönlichen Austausch stehen, vielmehr ist abhängig von den Zielen und den konkreten Praxisvorhaben abzustimmen, wer wie zu beteiligen ist und welche Informationen an wen zu vermitteln sind. Man könnte sagen, dass es ein transparentes Beteiligungskonzept geben sollte, das Beteiligungsziele und -formen festlegt und mit allen Netzwerkpartnern abgestimmt wurde. Dies befördert Kommunikation, den Austausch zwischen den Netzwerkmitgliedern, der im Dienste der Ziele des Zusammenwirkens steht: Bestandsaufnahme diskutieren, bisherige Erfahrungen mit den Angebotsstrukturen sammeln und spiegeln, Leitziele kritisch bewerten, aktuelle Entwicklungen und Anforderungen aus unterschiedlicher Perspektive erörtern etc. Eine Kultur der Kommunikation und Reflexion ist der wesentliche

Ergänzungspol zu der Anforderung, Strukturen zu bilden – beide Aspekte gehören untrennbar zusammen. Diskussionen, Erörterungen der Situationen, Entscheidungen über Ziele und konkrete Praxisvorhaben müssen nachvollziehbar sein. Die vorstehenden Punkte – *Beteiligung, Kommunikation, Transparenz* – wären keine Qualitätsmerkmale, wenn sie nicht im Ergebnis zu einem veränderten Denken, zu veränderten Einstellungen und Haltungen bei den Beteiligten führen, die ihre bisherigen Erfahrungen auf den Prüfstand stellen, Bewährtes erhalten und sich Innovationen, Anregungen aus dem Netzwerk gegenüber offen verhalten. Netzwerke verändern wie oben beschrieben die seitherige Praxis auf mehreren Ebenen: Die neue Qualität der Vernetzung ist demnach auf ein neues Maß an Bereitschaft zur Weiterentwicklung der je eigenen und in Kooperation zu leistenden Arbeit angewiesen und fördert sie durch gemeinsames Lernen, Weiterentwickeln, Erproben, Austauschen, Mut machen und Erfolge feiern.

### III. Pädagogischer Technokratie widerstehen: Bildung als kritisches Konzept

Gesundheitsförderung und Bildung, das haben die Vorträge und auch der Austausch in den Workshops gezeigt, sind eng verwoben mit den Lebenslagen der jungen Menschen und Familien, mit den Lebensbedingungen in den Stadtteilen und Gemeinden, den sich (auch daraus) ergebenden Chancen der Lebensführung, der Selbstverwirklichung und der Selbstwirksamkeit, die junge Menschen als stimmiges Lebensgefühl, als Erfahrung einer aktiven Lebensbewältigung in der Schule, in Gleichaltrigengruppen, in der Familie und der Kommune machen. Gesundheitsförderung und Bildung sind zudem Themen, die in diesem Sinne die professionellen pädagogischen Felder herausfordern, sie umspannen Fragen der *Organisationsentwicklung* (Führung und Teamarbeit, Konzepte entwickeln, Netzwerke aufbauen bzw. deren Teil sein), der *pädagogischen Professionalität* von Lehrkräften und weiteren (sozial-) pädagogischen Fachkräften (Haltungen, Verständnis von Gesundheit und Verbindung mit pädagogischen Grundsätzen, Bereitschaft, diese Thematik zum Teil des eigenen Handelns zu machen, zugeschriebene Relevanz und Bezüge zum eigenen „Gesundheits-Typ“); der *Einflussnahme auf die Lebenslagen im umgebenden Sozialraum* und auf die Faktoren gelingender Befähigung junger Menschen, mithin der dabei erfahrenden Grenzen sowie ihrer möglichen Überschreitung und letztlich auch Fragen der individuellen Förderung junger Menschen in den Schulen und Sozialräumen und des *Entdeckens der Gesundheits- und Bildungsthemen der Jugendlichen* selbst. Dafür gab es heute je zahlreiche Beispiele und Anregungen.

Mir ist dabei wichtig: Diese Aspekte ergeben nicht nur ein Zusammenspiel, nicht einfach eine Liste von Aufgaben, sondern aus meiner Sicht sind es *die vier zentralen Ebenen der praktischen Gestaltung von Gesundheit und Bildung*, die sich unwiederbringlich bedingen und dabei zu engen oder weiteren Spielräumen für die pädagogische Arbeit führen. Es liegt auf der Hand: Eine fehlende Beziehung zu den kommunalen Bedingungen, eine fehlende Einbeziehung der Kompetenzen dort und der Erkundung des je gegebenen Bedarfs, erschwert Schulen

und Fachkräften lebensweltliche Anschlüsse. Und ein Ausblenden der Themen junger Menschen selbst, ihrer Zugänge zu Gesundheit und ihrer öffentlichen Darstellung führt dazu, dass Sie Gesundheitsförderung als Kursthematik, als trainingsartiges Erziehungsziel umsetzen und damit als Qualifizierungsmerkmal verstehen. Zugespitzt: Sie können das Ziel vorgeben und dorthin erziehen wollen (ich nenne es die „belehrende Müsli-Strategie“) oder Sie beobachten, hören, fragen, erkunden die jugendlichen Lebenswelten, Sie eröffnen jungen Menschen Zugänge zu einer Selbstpositionierung und Eigentätigkeit (das nenne ich die „bildende Resonanz-Strategie“). Es wäre der Weg von der Gesundheitserziehung, über die Gesundheitsförderung, die gesundheitsfördernden pädagogischen Institutionen hin zum gesunden, guten Leben in ihnen sowie der Gemeinde und den Stadtteilen (vgl. Paulus/Dadaczynski 2016, S. 289). Dazu möchte ich Sie ermutigen, und auch zur Balance dieser vier Aspekte, die immer wieder ein Hinterfragen der Praxis und Verhältnisse ermöglichen, ein Bewerten von Schief lagen zwischen ihnen. Sie verfolgen, so gesehen, kommunale Kinder- und Jugendbildung als leitendes Konzept: Gesundheit ist dann Teil eines Verständnisses von Bildung, die nicht auf curriculares Lernen und Lernziele beschränkt bleibt, sondern lebensweltliche Erfahrungen, Formen und Themen der Entwicklung einbezieht. Und genau damit arbeiten Sie dann auch an Bildungsbedingungen junger Menschen, die Ausschluss reduzieren, Chancengleichheit herstellen helfen und die Unterschiedlichkeit der Entwicklungsprozesse von Kindern und Jugendlichen konstruktiv wenden. Auf diese Weise bewegen Sie sich automatisch im genannten Viereck – und sie agieren zwangsläufig kritisch, selbstbewusst, zielorientiert und gemeinsam im Verbund der Aktiven in den Stadtteilen und Gemeinden.

- BMFSFJ (Hrsg.) (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. Berlin
- Böhnisch, L./Schröer, W. (2013): Soziale Arbeit – eine problemorientierte Einführung. Bad Heilbrunn
- Maykus, S. (2010): Von der Programmatik zur Praxis: Was können kommunale Bildungsnetzwerke leisten? In: Zentralblatt für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe 2010 (H. 9), S. 313-322
- Maykus, S. (2013): Interprofessionalität in der Kinder- und Jugendhilfe. Familienzentren als Symbol erweiterter (sozial-) pädagogischer Praxisrelationen. In: Wulfekühler, H./Wiedebusch, S./Maykus, S./Rietmann, S./Renic, M. (Hrsg.): Interprofessionalität in der Tagesbetreuung. Wiesbaden 2013, S. 13-39
- Maykus, S./Hensen, G. (2013): Kommunale Gesundheitsberichterstattung. In: Luthe, E.-W. (Hrsg.): Kommunale Gesundheitslandschaften. Wiesbaden 2013, S. 69-85
- Maykus, S. (2016): Zusammenführung von Planungsdaten als Managementaufgabe - Strategien einer Datenbasierte kommunalen Bildungsmanagements. In: Bienek, M./Holmgaard, M. (Hrsg.): Bildungsmonitoring und kommunales Datenmanagement: Die Verschränkung von Datenbeständen als Grundlage für kommunales Bildungsmanagement. Münster, S. 9-19
- Müller, B./Schmidt, S./Schulz, M. (2008): Wahrnehmen können. Jugendarbeit und informelle Bildung. 2. Aufl. Freiburg i. Br.
- Paulus, P./Dadaczynski, K. (2016): Aktuelle Trends und Herausforderungen in der schulischen Prävention und Gesundheitsförderung. In: Bilz, L. u.a. (Hrsg.): Schule und Gesundheit. Ergebnisse des WHO-Jugendgesundheits surveys „Health Behaviour in Scholl-aged Childen“. Weinheim/Basel, S. 284-311
- Richter, H./Coelen, T. (2007): Kommunale Identitätsbildung. Von der (Re-) Sozialisierung des Territorialen. In: Kessl, F./Otto, H.-U. (Hrsg.): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen, S. 215-231
- Sturzenhecker, B. (2015): Gesellschaftliches Engagement von Benachteiligten fördern. Gütersloh (2 Bände).
- Wulfekühler, H./Wiedebusch, S./Maykus, S./Rietmann, S./Renic, M. (2013) (Hrsg.): Interprofessionalität in der Tagesbetreuung. Module zur Gestaltung von Netzwerkpraxis. Wiesbaden